

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 30

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641554>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fahrt ohne Ziel

19

Roman von Andreas Polzter
Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

27. Kapitel.

Drei Tage später bestiegen Milica und ich einen Dampfer.

Obwohl sie es mir nie gestand, ich wußte, daß sie mich auch nach meiner Freilassung für Lawrences Mörder gehalten hatte. Erst die Verhaftung der Stewardess und ihr Geständnis befreiten Milica von dem furchtbaren Ausdruck.

Später sagte ich mir, daß Milica, so lange sie mich für den Schuldigen gehalten hatte, dauernd darunter gelitten haben mußte, die Ursache dieser Tat gewesen zu sein.

Die Fahrt auf dem türkischen Dampfer, der uns nach Stambul bringen sollte, war für uns beide wenig erfreulich. Wir litten insgeheim darunter, daß jeder den anderen verdächtigt hatte. Außerdem hatte ich aber ein Schuldbewußtsein gegenüber Marianne: hier fuhr ich mit einem schönen Mädchen, in das ich noch vor kurzem bis über beide Ohren verliebt gewesen war und sie, der ich meine Befreiung aus dem Gefängnis verdankte, hatte die Reise nach Europa allein machen müssen. Dieses neue stärkere Gefühl, das mich seit den Tagen von Beirut mit Marianne verband, machte mich Milica gegenüber unsicher. Und auch sie war nicht mehr so, wie sie auf der Yacht sich mir gezeigt hatte. Die Stunden des Beisammenseins hatten oft etwas Duälendes für uns beide.

Um Tage unserer Ankunft in Stambul erhielt ich ein Telegramm. Es kam von Marianne. Ich hatte ihr vor meiner Abreise aus Beirut in einer Depesche das inzwischen Geschehene kurz mitgeteilt.

Als ich die innigen Worte, mit denen Marianne ihrer Freude über meine völlige Rehabilitierung Ausdruck versieht, gelesen hatte, empfand ich eine tiefe innerliche Beunruhigung. Ich fühlte deutlich, ich konnte mir Marianne aus meinem Leben nicht mehr fortdenken.

Von Stambul aus setzten wir unsere Reise mit dem Orientexpress fort. Wir wollten so schnell als möglich an die Riviera kommen.

Bis Budapest blieben wir allein. Von dort ab wurde es eine Reise zu dritt.

Milica und ich hatten fast gleichzeitig die elegante, breitschultrige Gestalt erblickt, die, gefolgt von einem Gepäckträger, die Wagenreihe entlangschritt.

Als Jack Lowell uns erspähte, kam er mit strahlender Miene auf uns zu.

„Mil Borgholm, das nenne ich ein Glück! How do you do, Mister Weindal?“ Er schüttelte unsere Hände.

Während der Gepäckträger die Koffer in unserem Abteil unterbrachte, beobachtete ich Milica und Lowell mißtrauisch. Ich wollte an die Zufälligkeit dieser Begegnung nicht recht glauben.

Ich hatte für Lowell vom ersten Augenblick an wenig Neigung. Ich gebe zu, ich tat dem jungen Manne Unrecht. Er besaß ausgezeichnete Manieren und war von einer entwaffnenden Liebenswürdigkeit. Was ich ihm jedoch am meisten übernahm, war, daß er ebenfalls nach der Azurküste zu reisen vorgab. Was suchte ein reicher junger Amerikaner im Sommer an der Riviera?

Es erfüllte mich mit Genugtuung, daß Milicas Laune auch durch die Anwesenheit ihres jungen Landsmannes nicht viel besser wurde. Obwohl sie sich mit Lowell stundenlang unterhalten konnte. Meist über Dinge, die mir fremd waren.

Einmal — ich sah später ein, wie lächerlich mein Handeln war — verließ ich recht augenfällig das Abteil. Ich blieb draußen auf dem Korridor, eine Zigarette nach der andern rauchend, bis ich vor Müdigkeit kaum noch stehen konnte.

Gerade als ich innerlich widerstrebend das Abteil erneut aufsuchen wollte, kam Milica. Anscheinend erriet sie, was in mir vorging, denn ungeachtet Lowells, strich sie mit ihrer Hand einmal leise über meinen Kopf. Diese zarte Berührung ver-

söhnte mich selbst mit der Anwesenheit des jungen Amerikaners.

Trotzdem atmete ich erleichtert auf, als wir nach langer Fahrt unser Ziel endlich erreicht hatten. Beim Abschied von unserem Begleiter fiel es mir auf, daß Lowell mit keinem Worte ein Wiedersehen erwähnte. Ohne Bedauern dachte ich, den jungen Mann das letzte Mal gesehen zu haben.

Wir waren in Nizza in den frühen Morgenstunden angekommen. Mein erster Weg führte in das Hotel auf der Promenade des Anglais, das ich mit Bolton bewohnt hatte.

Fast zwei Monate waren seit jenem Morgen vergangen, an dem ich das Hotel heimlich verlassen hatte, um auf das Hauptpostamt zu gehen. Ich fand einen mir fremden Portier, der zunächst über meine zurückgelassenen Sachen keinen Bescheid wußte. Erst als ich den Namen Bolton erwähnte, entsann sich der Mann. Er hat mich einen Augenblick zu gedulden und verschwand im Büro.

Es vergingen mehrere Minuten, ehe der Portier wieder kam. Ein unangenehmes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. Wie, wenn Bolton inzwischen verhaftet worden war?

Die Polizei würde mich dann zweifellos vernehmen. Ich war doch gemeinsam mit Bolton in das Hotel gekommen. Man würde mir erst nach langwierigen Erduldungen glauben, daß ich von der wahren Persönlichkeit des Verbrechers keine Ahnung gehabt hatte.

Man darf nicht staunen, daß ich vor erneuten Auseinandersetzungen mit den Behörden eine Scheu empfand. Wenn man, wie ich, unter dem Verdacht, einen Mord begangen zu haben, wochenlang in Untersuchungshaft gesessen hat, ist diese Scheu nur allzu verständlich.

Doch wieder einmal kam alles anders als erwartet.

„Herr Bolton hat Ihre Zimmerrechnung beglichen und Ihr Gepäck zu sich genommen“, erklärte mir der Hotelportier.

Die Auskunft erfüllte mich mit einiger Erleichterung, obwohl ich befürchten mußte, daß meine beiden Koffer und ihr Inhalt für mich verloren waren.

Nur um etwas zu sagen, erkundigte ich mich: „Ist Ihnen bekannt, wohin Herr Bolton gereist ist?“

Keinen Augenblick erwartete ich eine andere Antwort, als daß Bolton mit unbekanntem Ziele abgereist sei.

„Herr Bolton ist noch nicht abgereist“, sagte der Portier gleichgültig.

Ich dachte schlecht zu hören. „Wie, Herr Bolton befindet sich noch hier im Hotel?“ rief ich.

Der Portier sah mich ein wenig überrascht an und, nach einem Blick auf die Schlüsselkästen, sagte er: „Herr Bolton ist zu Hause. Zimmer Nr. 423. Wenn Sie ihn zu sprechen wünschen, kann ich Sie melden.“

Das war das Allerletzte, was ich zu hören erwartete.

Aber Bolton befand sich nicht in seinem Zimmer. Er hatte sogar — wie das unberührte Bett bewies — die letzte Nacht nicht im Hotel verbracht. Warum er den Zimmerschlüssel mit der großen Holzkugel nicht abgegeben hatte, war für die Hotelangestellten ein Rätsel.

Ein Rätsel, das bereits im Laufe des Tages gelöst wurde. Bolton hatte zweifellos den Eindruck erwecken wollen, die Nacht im Hotel verbracht zu haben.

Die abends erscheinenden Blätter brachten die Kunde von der Verhaftung eines amerikanischen Detektivs: namens Bolton. Dieser war bei einem Einbruch in das Zimmer eines Hotels in Monaco ertappt worden. Der Hausdiener hatte ihn über einen Balkon in das Zimmer einfesteigen sehen und schnell die Polizei alarmiert. Als Bolton sich erwischte sah, zog er sofort seinen Revolver. Glücklicherweise versagte die Waffe.

Das Aufregendste war für mich die Person, bei der Bolton den Einbruch versucht hatte. „Eine reiche Amerikanerin“ — Amerikanerinnen waren an der Riviera anscheinend immer reich — „Mrs. Negri war das ausersehene Opfer“, hieß es.

Zwei Stunden später befanden sich Milica und ich im besagten Hotel des Städtchens Monaco. Ich hätte Milicas Mutter schwerlich wiedererkannt. Sie sah alt und außerordentlich

leidend aus. Vielleicht hatte sie auch der Schreck der Einbruchs-
nacht sehr mitgenommen. Mutter und Tochter sanken sich in
die Arme.

Ich wollte mich zurückziehen, doch Milica hieß mich bleiben.
Sie stellte mich Mrs. Negri vor.

Was wir jetzt erfuhren, zeigte, daß Milicas Mutter rühriger
gewesen war, als Milica angenommen hatte.

Gleich nach ihrer Ankunft hatte sich Frau Negri an ein
Nizzaer Auskunftsbüro gewandt. Ohne den wahren Grund
anzugeben, beauftragte sie das Unternehmen, Namen und
Adressen sämtlicher im Fürstentum Monaco lebender Schiffsoffiziere zu erkunden.

War es, daß das Auskunftsbüro die „reiche“ Amerikanerin
schröpfen wollte, oder bestanden die Schwierigkeiten in dem
Nichtbestehen einer polizeilichen Meldepflicht — Frau Negri
erhielt nur langsam und sehr spärlich die gewünschten Adressen.
Selbstverständlich begab sich Milicas Mutter sofort zu den von
der Auskunftsstelle nachgewiesenen Personen. Keine von ihnen hatte
von einem Amerikaner — es lag nahe, daß der Gesuchte
Williams unter einem anderen Namen kannte — einen Koffer
zur Aufbewahrung erhalten. Mrs. Negri setzte trotzdem ihre
Nachforschungen unermüdlich fort.

Wie es Bolton gelungen war, die Identität von Frau
Negri zu erforschen, blieb sein Geheimnis. Jedenfalls hatte er
von ihr die Herausgabe der Juwelen verlangt und sie sogar
mit dem Tode bedroht. Das Erscheinen der Polizei hatte dieser
schrecklichen Szene ein Ende bereitet.

Wir erfuhren später, daß der verhaftete Verbrecher sich auf
die bewährte Methode verlegte, auf die ihm gestellten Fragen
keine Auskunft zu geben. Daß Boltons Papiere gefälscht waren,
ergab sich schnell. Die amerikanischen Behörden zeigten aber
zunächst nur mäßiges Interesse für den Verhafteten.

Nach einem mißglückten Ausbruchsversuch kam Bolton vor
ein französisches Gericht. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe
verurteilt. Da er sie noch verbüßt hatte, kam das Auslieferungsgericht. Den Beamten der Washingtoner Detektivzentrale
war es gelungen, Boltons Beteiligung an einem Überfall auf
einen Geldtransport nachzuweisen. Nach Verbüßung der Strafe
wurde Bolton von zwei Mitgliedern der Detektivzentrale nach
den Vereinigten Staaten gebracht. Er entging nur knapp dem
elektrischen Stuhl.

Dies alles erfuhr ich natürlich erst viel später.

Milica drängte ihre Mutter, deren Gesundheitszustand zu
ernsten Besorgnissen Anlaß gab, ein Sanatorium aufzusuchen.
Wir fanden für sie in Antibes ein stilles und nicht zu teures
Erholungsheim, in das Frau Negri bereits am nächsten Tage
übersiedelte.

Nun war es meine Aufgabe, die Nachforschungen nach dem
mysteriösen Hüter des Schatzes fortzuführen.

Ich tat es mehr um der beiden Frauen willen. Denn
mein Glaube an das Auffinden der Juwelen war längst ge-
schwunden.

Milica und ich sahen uns in den nächsten Tagen nur wenig.
Sie hatte, um in der Nähe der Mutter zu sein, in Antibes
Quartier bezogen. Ich selbst wohnte in dem kleinen Hotel in
Monaco, das bereits Frau Negri als Unterkunft gedient hatte.

An einem Sonnabend nachmittag war ich nach Antibes
hinübergefahren. Ich traf Milica nicht an. Während ich noch
überlegte, ob ich Frau Negri einen Besuch abstatten sollte —
ich befand mich in der Halle von Milicas Hotel — erblickte
ich Milica in Begleitung eines jungen Herrn. Es war Jack
Lowell.

Ich weiß nicht, warum ich es tat, doch ich zog mich, ehe
die beiden mich noch erblickt hatten, in den Lesesaal zurück. Als
ich etwas später in die Halle kam, saß Milica allein an einem
Tischchen.

Mein unerwarteter Besuch erfüllte sie mit Freude. Wir
verbrachten den Abend gemeinsam. Es wurde ein reizender
Abend. Aber ich wartete vergebens, daß Milica den Besuch
des jungen Lowell erwähnte.

28. Kapitel.

Nach zehn Tagen gelangte ich zu der Überzeugung, daß
nicht die geringste Hoffnung bestand, die gesuchten Juwelen
zu finden. Zweifellos hatte Williams nicht die Wahrheit gesagt,
als er behauptet hatte, die Juwelen einem Schiffsoffizier
zur Aufbewahrung übergeben zu haben. Oder aber, dieser Mann
befand sich nicht in Monaco!

Ich sah meine nächste Zukunft nicht gerade in rosigem
Farben. Meine Barschaft ging bereits zur Reise, und weder
Milica, noch ihre Mutter verfügten über nennenswerte Geld-
beträge. Bisher hatte ich den beiden Frauen verschwiegen, daß
für die Auffindung der Juwelen des Maharadschas so gut wie
gar keine Hoffnung mehr bestand.

Nun war es Zeit, Mutter und Tochter reinen Wein einzuschenken. Ich konnte nicht länger an der Riviera bleiben,
sondern mußte versuchen, meinen Beruf wieder aufzunehmen.

Ich fuhr nach Antibes. Schon am Bahnhof rief ich Milica
an. Da sie nicht zu Hause war, begab ich mich gleich zu Frau
Negri, in der Hoffnung, Milica bei ihrer Mutter anzutreffen.

Mrs. Negri kam mir entgegen; es ging ihr schon bedeutend
besser. Sie forderte mich auf, Platz zu nehmen. Milica müsse
jeden Augenblick kommen, sagte sie.

Wir verbrachten eine Viertelstunde mit belangloser Unter-
haltung. Plötzlich fragte Frau Negri:

„Herr Weindal, sagen Sie mir ehrlich: glauben Sie noch
daran, daß die Juwelen sich in Monaco befinden?“

„Nein, Mrs. Negri, ich glaube es nicht. Ich bin gekommen,
um Ihnen und Milica dies zu sagen. Ich habe im ganzen
Fürstentum herumgeforscht und jeden ehemaligen Seemann
gesprochen. Williams — — —“

Es war das erste Mal, daß ich Williams' Namen vor Frau
Negri aussprach. Milica und ich hatten das stillschweigende
Abkommen getroffen, Frau Negri gegenüber niemals von
Williams zu sprechen.

Die Erwähnung des Mannes schien aber die Frau weniger
zu erschüttern, als ich befürchtet hatte.

„Ich glaube nicht, daß Williams mich belogen hat“, er-
widerte sie ruhig. „Er hatte sogar in einem seiner letzten Briefe
eine verdeckte Ansspielung auf den Mann gemacht, dem er den
Koffer mit den Juwelen übergeben hatte . . . !“

Sie schritt zu dem Schrank und holte eine Kassette hervor,
die sie mit einem kleinen Schlüssel aufschloß. Briefe kamen zum
Vorschein. Es berührte mich sonderbar, daß Frau Negri die
Briefe des Toten wie eine Reliquie aufbewahrt. Für sie war
Williams kein Verbrecher. Während sie in den Briefen blätterte,
sah ich beiseite.

„Hier ist die Stelle“, hörte ich Frau Negri sagen, „ich
werde sie Ihnen übersetzen“

„Übersetzen?“

„Ja, Williams — er hieß ursprünglich Guilelmo — war
Italiener. Obwohl er in den Vereinigten Staaten zur Welt kam,
blieb italienisch seine Muttersprache.“

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin. Denn ich hatte durch
das Fenster Milica erblickt und in ihrer Begleitung — Jack
Lowell. Sie verabschiedeten sich gerade. Lowells leuchtender
Blick hing unverwandt an Milica. Es schien, als könne er sich
von ihrem Anblick gar nicht trennen.

„So, so, Italiener war er“ erwiderte ich ganz mechanisch.
Mein Gehirn hatte das Gehörte aufgenommen, aber nicht
erfaßt.

„Ihre Tochter kommt“, sagte ich zu Frau Negri.

Sie begann die Briefe schnell fortzuräumen. Nervös er-
klärte sie: „In dem Brief steht, daß der Koffer bei jenem
Seemann gut aufbewahrt sei“ Frau Negri legte die
Kassette in den Schrank zurück.

Als Milica mich erblickte, schien sie ein wenig überrascht.
Oder war sie verlegen?

Nach der Begrüßung sagte sie: „Ich bin soeben Jack Lowell
begegnet . . . er läßt Dich grüßen“

Schluß folgt.